

(Nachdruck verboten.)

15]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cethoud.

Der alte Daelmans-Deynze, dieses Muster eines Antwerpeners von altem Schrot und Korn, hatte Gefallen an dem geweckten Burschen gefunden und ihm das notwendige Kapital zur Vergrößerung seines Geschäfts zur Verfügung gestellt. Nachdem Bergmans eine kurze Zeit die Schule seines wohlwollenden Gönners genossen, gab er den Fischhandel auf, um sich fortan dem Großhandel, vorzugsweise dem Produktengeschäft zu widmen. Er wurde dabei reich, ohne daß sein wachsender Wohlstand seiner Volksthümligkeit Eintrag gethan hätte. Er blieb nach wie vor das Idol der Kleinen, wußte sich dabei aber auch bei den maßgebenden Brogen zur Geltung zu bringen und verhandelte mit den stolzeften Häuptern der Handelsoligarchie auf dem Fuße der Gleichberechtigung.

Bergmans war der anerkannte Führer der demokratischen Nationalpartei. Wenn er auch bisher noch nicht in der Kammer saß, so vertrat er in Wahrheit eine stärkere Macht, als die Abgeordneten, die von einer beschränkten Zahl gewählt waren. So war er alles in allem ein Mann, für den seine Parteigänger, mit anderen Worten, die Mehrheit der festhaften, atlantwepener Bevölkerung durch's Feuer gegangen wäre. In Rücksicht auf seine Ehrlichkeit, seinen hellen Blick, seine vernünftige Anschauungsweise und persönliche Liebenswürdigkeit mußte ihm eine halbwegs feinsühligere Natur seine kleinen Schwächen, beispielsweise seine Windbeutelerei und Uebertreibungsfucht, seine Voreingenommenheit für Glanz und Klitter und ein gewisses Sichgehenlassen in der Sprache gern verzeihen.

Der leidenschaftliche Volksredner, der nie ein Blatt vor den Mund nahm, wandelte sich im Salon zum vollendeten Meister gesellschaftlicher Blanderei. Er sprach das Französisch mit ausgesprochenem Akzent, zerrte und dehnte die Silben über Gebühr und bereicherte die Sprache um eine Fülle von Bildern, die seiner Rede eine ganz eigenes Kolorit gaben. Den Frauen drückte er seine Verwunderung oft genug in recht kräftigen Worten aus, was diesen mit banalen Höflichkeitsphrasen übersättigten Modepuppen nicht übel gefiel, wenn sie auch äußerlich des guten Tones wegen die gekränkte Unschuld spielten.

Auf dem Ball bei Dobouziez strafte der liebenswürdige Schwenenöther den schmeichelhaften Ruf, der ihm voranging, nicht Lügen. Es versteht sich, daß seine Aufmerksamkeit in erster Linie Gina galt. Er sah sie zum ersten Mal, aber er hatte ohne weiteres erkannt, daß sich hinter dieser stolzen Schönheit, die seinem Schönheitsjunn und seinem Geschmac für gesunde Kraft und edele Form schmeichelte, ein originellerer und interessanterer Geist barg als hinter der glatten Alltagslarve der anderen. Gina hatte ihrerseits nicht verfehlt, ihm einen der vielbegehrten Tänze zu reservieren. Bergmans freimüthiges, gesundes Wesen und die gefällige Ungezwungenheit seiner Bewegungen hatten Eindruck auf das junge Mädchen gemacht, daß zum ersten Male einem jungen Mann begegnete, der ihre Aufmerksamkeit zu fesseln würdig war. Abgesehen von der mustergiltigen, mit der Mode stets Schritt haltenden Korrektheit der Toilette hatte Gina an den beiden Saint-Fardier's nichts Schätzenswerthes zu entdecken vermocht.

Deshalb kam es ihr auch nicht einen Augenblick in den Sinn, ihren lieben Freundinnen Angela und Cora einen ihrer Anbeter abspenstig zu machen.

Fräulein Dobouziez benutzte die Tanzpause, um mit Bergmans eines jener geistreichen Wortgeplänkel zu beginnen, die ihre besondere Stärke waren. Diesmal hatte sie indessen ihren Meister gefunden. Bergmans parirte die Hiebe mit ebenso viel Geschicklichkeit wie vornehmer Höflichkeit, und wenn er hier und da die Ausfälle erwiderte, so geschah es mit solch schonender Rücksicht, daß man ohne weiteres erkannte, er hege den Wunsch, seiner stürmischen Gegnerin gegenüber überlegene Großmuth walten zu lassen. Man sah das Paar im Verlaufe des Balles öfter bei einander stehen. Selbst wenn Gina mit anderen Herren tanzte, fand sie Gelegenheit, sich der Gruppe, in der Bergmans stand, zu nähern und sich mit ein paar

Worten an der Unterhaltung zu betheiligen. In das Interesse, das sie dem Manne entgegenbrachte, mischte sich freilich auch ein klein wenig verdrießlicher Unwille über diesen Eindringling, der sich erdreistete, die mächtigen Fürsten der Handelswelt körperlich und geistig zu überragen. Statt ihm für die Mäßigung, mit der er sich gegen ihre satirischen Spitzen vertheidigte, Dank zu wissen, fühlte sie sich gedemüthigt, von ihm, dessen geistige Ueberlegenheit sie beim ersten Worte erkannt hatte, mit solch' schonender Herablassung behandelt zu werden. Die ganze Art der Abwehr, zu der sich der junge Mann fast widerwillig bequeme, trug das Gepräge galanter Respektsbezeugung. Der Widerstreit der Gefühle, die Gina besaßen, machte ihr selbst ein klares Unterscheiden unmöglich. War das Gefühl der Bewunderung stärker als das des Aergers? Was sie für diesen Mann empfand, konnte ebenso gut als Widerville wie als Zuneigung gedeutet werden. Als sie im Laufe der Streiterei einmal besonders hart ins Gedränge gerieth und nicht mehr ein noch aus wußte, rief sie Herrn Béjard zur Hilfe herbei, der sich in seinen Kreisen als Meister der Disputirkunst gewaltigen Ansehens erfreute. Gina bot Bergmans dadurch Gelegenheit, sich einmal mit einem der Leute zu messen, den er für den moralischen Niedergang seiner Vaterstadt verantwortlich machte. Bergmans machte seinem Herzen in bitteren Worten Luft und handhabte seine scharfe Klinge mit gewohntem Geschick, gleichwohl blieb er seiner Kavalierspflcht eingedenk, er achtete die Neutralität des Salons, in dem er als Gast weilte und legte sich um so größere Mäßigung auf, als ihm viel daran lag, sich Regina's Achtung zu erwerben.

Aber gerade diese Nähe des Gegners brachte Béjard in Harnisch und ließ ihn ungeschickt und grob werden. Jeder der beiden Männer hütete sich indessen augenscheinlich, die Dinge zu berühren, die ihnen zumeist am Herzen lagen. Sie maßen ihre Kräfte, suchten gegenseitig ihre schwache Stellungen auszufundschaffen und sprachen ihren Haß, ihre unvereinbaren Gegensätze und widerstrebenden Instinkte in halbversteckten Andeutungen und bildlichen Anspielungen aus. Béjard ließ sich von dem Takt und dem verschönernden Geist, der aus den Worten seines Gegners herausklang, keinen Augenblick über dessen wahre Gesinnung täuschen. Er empfand sehr wohl, daß er sich hier einer Macht, einem Talent, einem Charakter gegenüber sah, der mit ganz anderen Maßstäben gemessen sein wollte, als das Durchschnittsvolk, das er bisher in den öffentlichen Versammlungen kennen gelernt hatte. Béjard vermochte nicht recht einzusehen, daß dieser Liebling des Volkes, dieser Zanatiker der nationalen Idee, an diesen frivolsten Gesellschaften und diesen faden Unterhaltungen, die ihn in seinem Fühlen und Denken oft genug verletzen mußten, das Vergnügen finden sollte, das sich die anderen einzureden suchten. Dafür war er sich aber um so klarer über die unfreundlichen Gefühle, die Bergmans für ihn und seinesgleichen hegte, obwohl dieser immer lustiger und liebenswürdiger wurde, je mehr sich der andere in die Wuth hineinredete.

Als Béjard schließlich sah, daß er den Kürzeren zog, gab er die Sache auf und räumte das Feld zum nicht geringen Mißvergnügen von Gina, die es nicht verwunden konnte, daß Bergmans, dieses Orakel des Böbels, gegen einen Bonzen, auf den selbst Herr Dobouziez große Stücke hielt, recht behalten sollte.

Regina traf Bergman während des Winters zu wiederholten Malen in der Gesellschaft. Sie fuhr fort, ihm etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als ihren anderen Verehrern, und behandelte ihn als Kameraden, ohne daß er hätte aus ihrem Benehmen schließen können, daß sie ihm den Vorzug gab. Den kleinen Wanderling's, die sie wegen ihrer Tändelei mit dem „Umsturzmanne“ neckten, antwortete sie gleichmüthig: „Was Ihr nicht alles wißt! Ich unterhalte mich gut mit ihm, das ist alles!“ Uebrigens fiel es auch niemandem ein, diesem kameradschaftlichen Verhältnis besondere Bedeutung beizumessen.

Bergmans, den Gina's Reize ganz in Fessel geschlagen hatten, mußte sich förmlich Zwang anthun, um ihr nichts von seinen Gefühlen zu gestehen. Die gemeinsamen Standesinteressen und die Uebereinstimmung der Anschauungen und Lebensabsichten, die Béjard mit Gina's Eltern verbanden,

nahmen ihm jede Hoffnung, das Mädchen für sich zu gewinnen. Trotzdem stand er mehrere Male schon im Begriff, ihr einen Heirathsantrag zu machen. Gina ihrerseits stürzte sich mit wahrer Leidenschaft in den Vergnügungsstau und bethätigte dabei einen solch' rastlosen Eifer, daß sie Herr Dobouziez himmelhoch beschwor, sich ein wenig Ruhe zu gönnen und ihre Gesundheit mehr zu schonen. Sie war die gefeiertste, umschmeicheltste und ausdauerndste Königin der Gesellschaftsaison.

Wo immer sie einander begegneten, immer und überall behandelten sich Bergmans und Gina mit einer nicht von Herzen kommenden Vertraulichkeit, durch die sie einander über ihr geheimes Denken und Fühlen zu täuschen versuchten. Und beide zürten einander auch wieder wegen dieser vor der Welt zur Schau getragenen Paradesfreundschaft und der frivolen Liebeskomödie, die das wahre und echte Gefühl, das in ihnen lebte, verbergen sollte.

„Ich zähle in ihren Augen ja gar nicht!“ sagte sich Door Bergmans, der sich so klein wie Herkules zu Omphales Füßen vorkam. „Sie betrachtet mich als Spasmacher, der etwas plausibler als die andern ist. Das ist alles! Ob sie wohl eine Ahnung von der Zaubermacht hat, die sie auf mich ausübt? Schwerlich! Schade, daß ich nicht reicher bin, oder daß sie nicht ärmer und in anderen Lebensverhältnissen aufgewachsen ist! Ich hätte sonst längst schon um ihre Hand angehalten.“

Regina litt unter diesen unklaren Verhältnissen nicht minder. Sie hatte sich endlich zu dem Selbstgeständniß bequemen müssen, daß sie diesen „Menschen“ liebte, sie die wohl-erzogene Tochter und Erbin des Namens der Dobouziez. Um nichts in der Welt hätte sie es gewagt, ihrem Vater das Geständniß dieser Liebe abzulegen. Aber übel nahm sie es Bergmans doch, daß er nicht ahnte, was in ihrem Innern vorging.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Erraßt, verspielt, aus dem Leben geschieden. Das ist im gedrängten Sinne der Lebensinhalt Grünenthal's, an dessen Person sich vor einem halben Jahre so romantische Ideen knüpfen. Man hat ihn in der Beleuchtung eines groben Abenteurers sehen wollen. In jedem Griff erhascht er ungezählte Tausendmarkeine; er wirft mit Gold um sich wie ein Grandseigneur. Er lebt in Saus und Braus, wie die mächtigen Räuber der Legende. Es fehlen auch die sentimentalen Zuthaten nicht. Da ist einmal die Geliebte. Dann der Friedhofstein, an dem ein Theil des geraubten Gutes begraben liegt, und das Grab des eigenen Kindes.

Jetzt ist das Drama Grünenthal zu Ende. Man weiß, daß man es nicht mit einem Abenteuer von kühnem Wurf zu thun hatte; daß die phantastischen Neigungen sich an dem Gedanken ergögten, was hätte ein abenteuerndes Gesell von großem Zug geschafft, hätte er aus der Quelle zu schöpfen Gelegenheit gehabt, aus der Grünenthal, der Wunderliche, schöpft. Er war kein Mensch der impulsiven, raschen Entschlüsse. Selbst in den Tod ging er nicht, wie ein toller va banque - Spieler. Er wartete und wartete. Bedächtig ängstlich harrete er, ob man ihm jede gestohlene Note nachweisen könnte, und erst als er einsah, daß ihm von der Dieberei keinerlei heimlicher Proffit bleiben und daß seine Ruhe länger dauern werde, als er im voraus annahm, schied er freiwillig aus dem Leben. Vor seiner That ein uninteressanter, höchst korrekter Mann und Hausvater, blieb er im Grunde auch nachher wenig interessant. Das Geld brennt nicht in seinen Händen. Es entfesselt keine Leidenschaften, es lödt ihn nicht zu ausschweifenden Plänen. Er liebte es schon früher, kleinen Mädchen nachzugehen. Das war seine einzige unreglementmäßige Aufführung, von der seine Ehegattin zu berichten weiß. Nun wird sein Gelüste Wirklichkeit; und an eine von den vielen hundert armer Mädchen, die „beim Theater“ ihr Glück machen möchten, schmiegt er sich bedächtig als väterlicher Beschützer an. Dann lebt er mit ihr, im ganzen wie ein stillvergügelter, nur gutsituirter Kleinbürgersmann. Selbst der Gedanke, daß seine Geliebte wirklich zum Theater gehen könnte, ist ihm zuwider und er wird ihr in aller getreue phisikströhen Kengstlichkeit die hundertfachen Gefahren der Bühne genau vorgemalt haben. Rein, nein, der bescheidene Grünenthaler war von keiner besonderen Gaunerrasse. Ihn hat die Gelegenheit einmal verführt und aus dem Gleichgewicht gebracht. Sein Leben ist dahin, seine That wird die Phantasie nicht weiter beschäftigen. Sie ist durch den Ort interessant geworden, an dem sie geschehen konnte, nicht durch sich selbst und nicht durch ihre Nachwirkungen auf den Thäter.

Die abgelassene Woche hat uns rasch in alles winterliche Unbehagen mit rauhen Stürmen und frostiger Kälte gebracht. Im späten Sommer dieses Jahres haben wir etliche Tage erlebt, die zu den heißesten des Jahrhunderts gerechnet werden mußten. Nun

haben wir eine Serie von Tagen hinter uns, wie sie um die Mitte des Oktobers von 1848 bis heute noch nie beobachtet wurden. Und fast scheint es, als sollten wir auch ferner um jede Schönheit unseres Herbstes gebracht werden. Einformig trübe verhängt bleibt der Himmel, kalte neblige Dünste lagern in den Abendstunden über den Straßen. Es ist nicht die frühe Kraft des Winters und von den melancholischen Herbstreizen bleibt auch nichts übrig. Vor der Zeit in die Stube gebannt sind tausende von Kindern, die ohnedies in Berlin so hundertfach im nothwendigen spielerischen Trieb, im Drang nach freier Bewegung beengt sind. Und welche Stubenluft müssen sie meist athmen, vermengt mit Dünsten enger Arbeitsstätten und der Klänge zugleich!

Neulich will ein Beurtheiler Berlins die Beobachtung gemacht haben, daß das Berliner Kind in der Oeffentlichkeit und im Spiel wider Kindesart ruhig erscheine, als wäre seine Fröhlichkeit von vornherein gebrochen, als wären seine Aeußerungen stets von schwerer, gedrückter Empfindung begleitet. Es kommt immer darauf an, auf welchem Beobachtungsposten man etwa steht. Gewiß ist es, daß eine ganze Anzahl von Kindern in Berlin der Drill ganz gehörig beherrscht. Ihren Gesichtern ist dann nicht jene Frühreife aufgeprägt, wie sie aus der täglichen Noth entspringen kann. Wenn man ihnen im Thiergarten oder sonst wo auf bevorzugteren Plätzen begegnet, so scheinen sie altlich in ihrer relativen Gemessenheit sagen zu wollen: Wir wissen schon, was sich für wohlbedröckte, manchmal puppenhaft kokett ausgeschmückte kleine Leute schikt. Sie spielen „Gesellschaft“, auch wenn sie untereinander sind. Wenn ihre ungezwungene Kindlichkeit, die sich bei energischeren Temperamenten nicht völlig niederhalten läßt, einmal doch losbricht und in einen Gassenbubenstreich ausartet, so thut das Kerlchen so, wie ein bewußter Mißthäter, als fühlte es, das harte Polizeiauge „des Fräuleins“ ruhe auf ihm. Solche Art von Wohlerzogenheit kann leicht den Eindruck gedämpfter Scheu hinterlassen, selbst dort, wo die Kinder truppweise auftreten.

Sonst aber wird man sich kaum über das ruhige Berliner Kind, das den Mund kaum aufzuthun wagt, sich verwundern können. Wer an die Mehrtheit von Kindern denkt, denen schmale Gassenstreifen nur oder enge Höfe zu Tummelplätzen angewiesen sind, der wird zu anderen Anschauungen über das Berliner Kind kommen. Auch hier in dieser Enge fehlt das voll-naive Behagen, das eine unbeobachtete Kinderwelt auszeichnet, selbst wenn sie im Freien bei größtem Tumult Räuber- und Gendarmenspiele aufführt oder feurige Schlachten kämpft.

Wo hinter dem Kind kein Schulmeister lauert, da erst wird das kindliche Spiel zur Bethätigung freier kindlicher Kraft. Es ist einer der schönsten, vielbeobachteten Züge der Pariser Bevölkerung, daß man spielende Kinder nicht stört, ihnen gerne ausweicht, ihnen ein unbewonnenes Asylrecht in der Gasse gewährt, auch wenn man in verkehrsreicher Gegend davon selbst ein wenig geirrt wird. In Berlin macht das spielende Kind so häufig den Eindruck eines Freigelassenen, nicht eines Zügelten. Es tollt dann gern wie ein Freigelassener, in lärmend forcirter Lustigkeit. Da werden sie aus dem Hof gedrängt; schreiend stieben sie auseinander. Oft stehen sie mitten im Fabriklärm; für Kinder-Tummelplätze in größerer Anlage ist ja so blutwenig in unseren Großstädten gethan. Sie müssen das kindliche Organ überreizen, überanstrengen, um sich gegenseitig verständlich zu machen. Dann klingt ihre Sprache wie ein gellender Distant, sie überschlägt sich und übermüdet bald, wird angeheißert oder dumpfönig. Auf der Straße selbst werden die Unbequemen oft angefahren, angeschmuzzt, auseinander getrieben; jedenfalls wissen sie ewige Schulmeisterei und schugmännische Aufsicht hinter sich. Die naive Unbefangenheit wird für sie zerstört. Oft genug kann man zusehen, wie sie verächtlich auseinander streben; respektlos, wie sie doch nun einmal sind, rotten sie sich im Nu wieder zusammen und rächen sich für die Unterbrechung durch erneutes, erhöhtes Geheul. Dann nennt man sie „wilde Jungen“, und zwischen diesen Jungen und den ganz ordnungsliebenden Passanten bildet sich eine richtige natürliche Feindschaft aus.

Es ist dem Kindesbedürfniß eben zu vielerlei entrückt und vor-enthalten, als daß sich jene spielerische Armut entwickeln könnte, wie sie in natürlicher Freiheit sich entwickeln darf. Es giebt bei uns arbeitbelastete Kinder, die nichts mehr vom kapriziösen, halb tänzdelnden, halb hüpfenden Gang der Kinder übrig haben. Sie sind verdrossene Schleicher geworden. Der Berliner Schusterjunge mit dem geflügelten Wig ist längst eine Mythe aus Vorväterzeit geworden. Ab und zu regt sich's auch in dem beladenen Kind, es möchte auch einmal aufspringen, aufjauchzen. Aber auch seine Lustempfindung hat etwas jäh Gewaltthames, sie drückt sich schneidendscharf aus und unvermittelt fällt das Kind wieder in seinen geradlinigen, gleichförmigen Trott zurück. Von den ganz Ausgestoßenen, deren Lustgefühl sich manchmal nur in einer Art von Schadenfreude äußert, in einem Tritt wider einen Zughund, in einem boshaften Spas, ist hier gar nicht die Rede. Sie sind die jungen, verbitterten Zeugen und Ankläger einer Gesellschaft, die sie der Verkommenheit überläßt. Ob sie Knaben, ob Mädchen sind, das tiefste Unglück hat ihnen e in e Physiognomie verliehen. Ob sie sich zu jugendlichen Vandalen vereinen und in Taschendiebereien ihre ersten Gehversuche im Leben machen, ob die Mädchen unter allerhand Formen nächtlichen Straßenbettel treiben oder zu vagiren anfangen, gemeinsam bleibt ihnen der unkindliche, tief mißtrauische Blick, der rund in der Welt

Feinde wittert. Ein seltsam gemischter Blick. Zur Hälfte halb verangstet und scheu und wiederum so lauernd und jener Frechheit voll, die zu sagen scheint: Vor uns giebt es nichts Verschleiertes mehr, auch in Kinderjahren nicht. Wir sind auf alles gefaßt! —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

— 1. — Die erste Stelle. Es war ihre erste Stelle. Bis jetzt war sie noch niemals aus ihrem Heimathsdorfe herausgekommen. Alles, was sie zu sehen bekam, war für sie etwas Neues: Die Pferdebahn, die Telephondrähte, die feingepulsten Menschen und die himmelhohen, vierstöckigen Häuser, die sogar den Kirchtürmen ihres Heimathsdorfes überragten, und in denen manchen mal mehr Menschen wohnten, als in dem ganzen Orte, aus dem sie gekommen war.

Alle Menschen waren eigentlich recht freundlich zu ihr: vom Hausherrn an, der sie immer so schelmisch anschnurrte, wenn sie das Essen auf den Tisch trug, daß sie ganz roth wurde, bis zum Kolonialwaarenhändler, welcher ihr stets vertraulich auf die drallen Arme tätzelte, wenn sie Salz oder Mehl von ihm holte.

Nur die Hausfrau und das Fräulein Tochter, von der die Leute im Hause erzählten, daß sie mit ihren neunundzwanzig Jahren wohl den „Anschluß veräumt“ habe, waren immer mütterlich und niemals mit ihr zufrieden!

Wie oft hatte sie bereits in den paar Wochen, welche sie erst im Dienst war, die lärglich zugemessenen Mahlzeiten unter Thürnen herunterwürgen müssen! Was konnte sie dafür, daß sie erst sechzehn Jahre alt war und mit einem paar fröhlicher Augen in die Welt guckte? Alle Tage war ein neuer Vergess; so auch gestern. Sie hatte die Untertasse, die bereits einen Sprung hatte, unversehens fallen lassen. Wie waren die beiden Hausdrachen über sie hergefahren! Zur Strafe bekam sie kein Abendbrot.

Die beiden Damen fuhren dann ins Theater; nur der Herr blieb zu Hause, er wollte sie nach Schluß des Theaters abholen. Nachdem sie das Abendbrot abgeräumt hatte, rief er sie noch verschiedene Male herein und fragte sie nach diesem und jenem, bis er immer vertraulicher und zudringlicher wurde. Schließlich wußte sie sich nicht mehr anders vor ihm zu retten, als aus der Bohnung zu flüchten. In einer dunklen Nische des Hausflures verbarg sie sich. Dort hörte sie, wie er sie rief, erst leise und mit zitternder nervöser Stimme, die fast zärtlich klang, dann immer lauter, bestimmter, rauher. Schließlich fiel die Horridtür ins Schloß; sie hörte, wie er den Schlüssel zweimal herumdrehte, dann kam er langsam und schwerfällig die Treppe herunter, an ihr vorbei, die mit angstvoll zitternden Gliedern sich tiefer in den Schatten ihren Versteckes drückte. Er ging, seine Damen aus dem Theater abzuholen, und hatte sie nun ausgeschloffen.

Frierend hockte sie in der nässalten Herbstnacht auf einer Treppenhufe. Sie war todmüde. Gegen Mitternacht kamen die Herrschaften. Der Mann schien seiner Frau bereits alles erzählt zu haben, denn niemand sprach ein Wort.

Mit gebücktem Haupte schlich sie in ihr Bett oben auf dem Gängeboden, nachdem sie vorher die Thür vorsichtig abgeriegelt hatte. Am nächsten Morgen bekam sie die Kündigung und ihr Buch. Der Miethskaler wurde ihr von Lohne abgezogen. „Sie könnte gleich gehen, denn Dirnen, die verheiratheten Männern nachstellen, würden in diesem Hause nicht geduldet!“ Jede Vertheidigungsrede wurde ihr kurz abgeschritten.

Nun stand sie auf der Straße. Ein fröstelnder Regen rieselte unaufhaltend. Die großen, vierstöckigen Häuser glockten und stürzten sie unheimlich an.

Erst drei Wochen im Dienst und schon gekündigt, noch dazu mit einem solchen Zeugniß! Wohin nun? —

Musik.

Theater des Westens. Freitag, 21. Oktober. 1. Gastspiel des Igl. Kammerjägers Emil Göbe: „Martha oder der Markt zu Richmond.“ Romantisch-romische Oper. Musik von Fr. v. Flotow. — Wenn jetzt, nachdem neue dramatische Welten über die Bühne gezogen sind, die alten vormärzlichen Opern mit Hilfe der neuen Einrichten in der Aufführungskraft zu einem zweiten, echten Leben erweckt würden, so würde dies wohl überraschende künstlerische Wirkungen geben. Auf die derzeitigen Neueinführungen in jenem Theater bezieht sich dies nicht; am wenigsten vielleicht auf diese „Martha“-Vorstellung. Muß denn von den vier Seiten der Bühne gerade die, auf welcher sich darstellerisch nichts befindet, die vordere, fast einzig angelegungen und angespielt werden? Muß denn der Chor immer so künstlich und steif als möglich aufgestellt und abgerichtet sein? An diesen Punkten hätte die Regie zu beginnen, sobald sie dazu beitragen will, die Geschäftsbühne in die Kunstbühne zu verwandeln, als die wir sie anfangs begrüßen zu können hoffen. — Frau Schuster-Wirth bot in der Hauptrolle eine sympathische Erscheinung und tüchtige Leistung; wenn ihre Stimme nicht mild genug klang, so war vermuthlich nicht sie allein daran schuld. Ihr Partner, der Gast, goß sein Stimmmaterial, das im Piano doch so erfreulich klingt, zu unbändig aus, als daß daneben eine feinere Kunst gedeihen konnte. Trotzdem oder vielleicht eben deswegen fand der vielgenannte Sänger mit seinen „süßen“ Tönen von „Glad“ u. f. w. den reichlichen Beifall — leider bis zu

Hervortritt auf offener Szene — den solche Darbietungen zu finden pflegen. Die dankenswerthen Leistungen der übrigen Theatralen, besonders Fel. Bradenhammer's, wären einer besseren Gesamtdarstellung würdig gewesen; ohne eine sorgfältigere Einstudirung des Zusammenstehens wird sich das Theater nachgerade eine Sympathie nach der anderen verschmerzen; elende Textbücher an der Kasse tragen das ihrige ebenfalls dazu bei.

Konzerte. Herrn Weingartner's Streichquartett in D-moll, op. 24, das am 16. d. M. in dem dazu trefflich passenden Konzertsaal des Schauspielhauses von den Herren Galin und Genossen aus dem Manuscript zum ersten Mal gespielt wurde, ist ein Muster von Vornehmheit, die nichts will, als tadellos „klassisch“ sein. Kein Stäubchen besleckt dieses Kostüm aus alter Zeit, nicht ein sündhafter eigener Gedanke stört diese bewundernswürdigen geschickte Leistung, nicht ein Ueberchwang diese regelrechten Cantilenen und ihre Verarbeitung. Soll aus dem streng einheitlichen Werk etwas hervorgehoben sein, so sei's das melodiose Trio des dritten Satzes. Der Komponist, mit Beifall reich beschenkt, verbiente sich einen solchen noch-mals durch seinen Vortrag des Beethoven'schen „Geistertrios“. Auch hier die höchste Vornehmheit; nichts Schroffes, trotz scharf markirten Ausdrucks; ein bescheidenes Zurückhalten, ein musterhaft zarter, seelenvoll singender Anschlag, von dem zu lernen jedem gerathen sein mag; nur von der geistlichen Mystik dieses op. 70 war nicht viel zu spüren.

Der beruhigte und am 20. d. M. von einem zahlreichen Publikum lebhaft begrüßte Klavierspieler „Edouard“ Nisler bewährt ähnliche gute Qualitäten. Sein Anschlag ist auch beim stärksten Loslegen weich, sein Spiel sehr deutlich, seine Darstellung eines Mozarts und Beethoven's so „klassisch“ als möglich. Wenn neben jener sinnlich-technischen Seite und diesen negativen Vorzügen auch ebenso viel positives in der Ausdrucksweise vorhanden wäre, so würden wir einen allergrößten Künstler vor uns haben. Aber so sehr auf Gliederung und Nuancirung verzichtet (wenngleich manchmal wieder unnötig dreingefahren wird), ist doch, gelinde gesagt, auf die Dauer langweilig. Wir hörten eine Mozart-Sonate F-dur und Beethoven's „Mondschein-Sonate“; die späteren Stücke entgingen uns.

Herr Weingartner brachte uns noch eine fremde Novität: Tschakowsky's „Manfred“ Symphonie in 4 Tonarten nach dem dramatischen Gedicht von Byron, op. 58, und zwar am 18. d. M. im 2. Symphonie-Abend der Königl. Kapelle, dessen öffentliche Hauptprobe wir hörten. Ueber eine derartige Schöpfung trübsüßig urtheilen, hieße zugleich, die Frage der Programm-Musik überhaupt aufrollen. Diesmal giebt es sympathische einfache Motive, wenn auch nicht „Melodien“, wie sie neulich bei Rimsky-Korsakow waren; ein Zueinanderarbeiten, wo jener mit dem Nebeneinander wirkte: Gestalten hier, wo Figuren dort; endlich eine ähnlich reichhaltige, doch wohl weniger gezeigte Verwendung des Orchesters. Besonders gefiel das zweite Bild, die Erscheinung der Alpensee, das so wirksam mit geheilten Streicherstimmen schlicht; am schönsten ist vielleicht das dritte, „Hirtengesang“. — Schubert's C-dur-Symphonie, die dieser Reizigkeit folgte, wurde durch sie keineswegs gedrückt und hatte an dem stark besetzten Orchester einen besonders geeigneten Träger ihrer gewaltigen Größe.

Ueblich mächtig wirkte der Chor der Singakademie, als sie, am 21., die erste ihrer diesjährigen Aufführungen von lyrischen Gesamtwerken gab: „Händel's „Judas Macchabäus“. Die ein Fernrohr bringt uns diese mächtige Musik jene uns sonst schon so ferne alt-testamentarische Welt näher, und ebenso hat es gegenüber den uns auch schon fernliegenden Bestandtheilen dieser musikalischen Welt die Wiedergabe, soweit wir sie hörten. Die vier Künstler, die sich den Einzelgesängen widmeten, verdienen weit mehr Dank, als so vielen „Künstlerabenden“ gebührt. Fel. Meta Seyer (Sopran) und Frau Luise Keller-Wolter (Alt) sangen die Klageslieder mit überzeugendem Ausdruck; Herr Arthur van Gweyl's Bassbariton bot in der Partie des Trösters Simon (Bach) eine Leistung erstester Art, und Herr Kammerfänger Carl Dierich suchte seine weiche Stimme den Anforderungen der heroischen Titelpartie (Lenox) bestmöglich anzupassen. Der Besuch der späteren Singakademie-Abende oder ihrer öffentlichen Proben sei dem Freund einer über Unterhaltung und persönliche Interessen hinausliegenden Kunst dringend empfohlen.

Unter den einzelnen Konzertgebern dieser Woche sei noch zu nächst Herr Ludwig Schrauff erwähnt, der am 15. ein reiches Programm sang. Er schweigt in der Fülle seines sehr weichen und auch in der Höhe milden, dabei vollen, dicken Tones; der Klang seiner Vokale fluthet gleichsam über die Konsonanten hinweg, wie Lichtstrahlen über die Ränder von Gegenständen. Zwei Sängerrinnen, Lilly Onden-Dannhäuser (am 19.) und Carlotta Cambiati (am 18.), boten manches Süßbisse, jene besonders im Ausdrud des Zarten, diese in hoher Koloratur; mehr wüßten wir allerdings nicht zu rühmen. Die Klavierkollegin der letzteren, Lena Gruhn, verdübt durch die Härte ihres forte, in welchem sie sich zu gerne übernimmt, den sonst guten Eindruck ihres Spiels. Der Violinkollege der ersteren, Kammervirtuos Felix Meyer, und der Konzertgeber vom 15. in der Singakademie, Violinvirtuos Arno Hill aus Leipzig, boten in den von uns gehörten, großentheils recht leeren Paradenstücken sehr gutes; wenn uns Herr Hill sein großes Können weniger merken ließe, würde es wohl noch werthvoller sein. —

Erziehung und Unterricht.

— Die „Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung“ in Hamburg hat, von Professor Lichtwark unterstützt, in der Hamburger Kunstschule eine Ausstellung von freien Kinderzeichnungen veranstaltet. Eine Sammlung von Zeichnungen, die in einer Indianerschule im Westen Amerika's ohne Zutun des Lehrers angefertigt wurden, zeigt deutlich, daß die Kinder bei Naturvorkommnissen viel schärfer beobachten und vor allem Bewegungen von Menschen und Thieren charakteristischer, wenn auch nicht weniger naiv als die Kinder bei uns darstellen. Es läßt sich eine mit den Jahren fortschreitende Entwicklung im freien Zeichnen beobachten. Das Baby, so entnehmen wir der „Köln. Ztg.“, das mit Roth und Milche gefärbt hat, die Mama zu verstehen und den Bleistift in den kleinen Fingern zu halten, ist ein unverbesserlicher Symbolist. Es krigtelt darauf los und nennt das wüste Getriemel: Mama, Papa oder Baby. Allmählig unterscheidet es in dem Chaos von Strichen ohne Unterschied der Lage einzelne Partien und nennt sie Kopf, Hals, Bein u. s. w. Erst allmählig lösen sich einzelne Striche aus dem Gewirr heraus, die Arm und Bein bedeuten sollen. Als Punkte und Striche werden Augen, Mund und Nase, meist direkt an die Beine und Arme angeschlossen. Erst allmählig kommt Proportion in die Figuren. Die Nase freilich bleibt gewöhnlich ungeheuerlich. Das Kind lernt schließlich zählen und unterscheidet gewisshafte die fünf Finger an den Händen. Das Schlusglied dieser Entwicklung bildet gewöhnlich die Bekleidung des früher meist nackt gezeichneten Körpers. Mit der Darstellung von Thieren geht es ganz ähnlich. Interessant ist die Beobachtung, daß die Kinder gern die Gegenstände und Geschöpfe durchsichtig zeichnen, daß sie in den Häusern die Einrichtungen und die Personen darstellen, daß sie dem silhouettierten Reiter stets zwei Beine auf dem Pferde geben. Kurz, die Kinder sind ihrer Anlage nach mehr Verstandsmenschen als Beobachter, mehr Denker als Künstler. Sie stellen die Welt dar, wie sie sich logisch in ihrem Gehirn gliedert. Sie schaffen sie aber nicht dem letzten Sinnesindruck folgend nach. —

Kulturhistorisches.

dg. Ueber das Berliner Feuerlöschwesen im 17. Jahrhundert giebt eine Feuerordnung von 1672 interessante Aufschlüsse. Zu Anfang beschäftigt sie sich mit den Vorbeugemitteln. Es sollte danach kein „Hausvater“ und keine „Hausmutter“ sich unterziehen, „bei Nacht zu waschen“ oder um Mitternacht Feuer unter die Waschtüfel zu machen. Die Knechte durften bei Strafe nicht „Tobak“ in den Ställen rauchen, auch war das Werfen von „Mattelein“ und das Schießen in Städten und Vorstädten bei „Thurnstraße“ verboten. Mehr als zwei Häufen Kiefernholz durfte keiner im Hause halten. Wo aus dem Schornstein Funken flogen, hatte der Besitzer 2 Thlr., wo die offene Flamme herauschlug 4 Thlr. Strafe zu zahlen. Wer gar keinen Schornstein hatte und den Rauch durch das Dach abziehen ließ, dem wurde „Ofen und Herd“ verboten, bis er den Schornstein „ziehen“ ließ. Kam trotz aller Vorsicht doch ein Brand aus, so hatten Hausvater und Hausmutter sofort „ein groß Geschrei“ zu erheben, worauf dann die Hauptwache „den Trommelschlag“ ergehen ließ und auch das „Bürgerspiel“ gerührt wurde. Auf den Trommelschlag hatte sich jeder Bürger mit seinen Löschgefäßen am Rathhause einzufinden, von wo die einzelnen dann weiter dirigirt wurden. Am Tage gab eine auf Thürmen aufgelegte Fahne, in der Nacht eine Laterne die Richtung der gefährdeten Stelle an. Den Nachtwächtern war streng anbefohlen, auf jeden bemerkbaren Rauch Jagd zu machen; wo sie solchen bemerkten, durften sie in die Häuser dringen und nach dem Feuer suchen. Bei jedem Brunnenn mußte eine gute „Schlitte mit Wasserkübeln“ stehen, ebenso waren bei allen Hauptwachen, auf den Rathhäusern, bei den Pforten und von jedem „eximirten“ Bürger Handleitern, lederne Handspritzen und ähnliche Löschgeräthe bereit zu halten. Um vor Wassermangel zu schützen, mußten die Wöttcher und „Züßennmacher“ stets zwei Handzuber mit Wasser bereit halten. Mit einem hatten sie dem, der die Spritze führte, zur Hand zu gehen, der andere mußte für ein etwaiges zweites Feuer reservirt werden. Sämmtliche Pferdebesitzer waren verpflichtet, sich mit ihrem Material bei den Brunnen einzufinden, um die Wasserkübel zum Feuer „zurüden“. Auch „des Rathes Stadtpferde“ wurden hierzu verwandt. Von den Bürgermeistern mußten die „regierenden“ auf dem Rathhause sein und Obacht geben, „wie und wo jeder seine Gebühr abzulegen habe“. Die „nicht regierenden“ hatten das gleiche auf dem Brandplatz selbst zu thun, „wofern sie nicht ihr Alter oder ihre Schwachheit davon abhieß“. Ebenso hatten sich auf ergangenen Glockenschlag alle Maurer und Zimmerleute, Meister und Gesellen, mit ihrem Handwerkszeug beim Feuer einzufinden, um abzubrechen, was nöthig war. —

Aus dem Thierleben.

ie. Wechselse Farbe bei Schmetterlingspuppen. Vor der Entomologischen Gesellschaft in London hielt in der ersten Oktober Sitzung F. Merrifield einen Vortrag über seine neuesten Erfahrungen in der Schmetterlingszucht. Er wollte bei seinen Versuchen feststellen, ob verschiedenfarbiges Licht einen Einfluß auf das Wechsell der Schmetterlingspuppen besäße. Er setzte dazu die Larven zweier bekannter Schmetterlingsarten, des Heden- oder Milbhaatweißlings und des Schwalbenschwanzes in Käfige, deren Wände aus ver-

schiedenfarbigen Gläsern bestanden. So wurden die Larven des Hedenweißlings z. B. so eingesezt, daß sie von der einen Seite orangefarbenes Licht erhielten, während das Licht auf der anderen Seite durch schwarzes Glas ganz abgehalten wurde. Sämmtliche Puppen bis auf vier wurden auf der dem orangefarbenen Lichte zugewandten Hälfte des Käfigs grün mit sehr kleinen schwarzen Flecken gesprengelt, die Puppen auf der schwarzen Seite erhielten eine heinschwarze Farbe mit dunkelbraunen Flecken. Merrifield betrachtet diese Erscheinung als eine zum Zwecke des Schutzes eintretende Anpassung an die Farbe der Umgebung. Der bekannte Entomologe Professor Poulton zeigte darauf eine ähnliche Reihe von Schmetterlingspuppen vor und fügte hinzu, daß nach seinen Untersuchungen die gelben Strahlen des Spektrums den größten Einfluß auf die Farbe derselben besäßen, während die Wirkung gegen das rothe sowohl wie gegen das violette Ende des Spektrums abnahm. Er hält danach die Wirkung nicht für ein Ergebniß der Schutzfärbung, sondern für einen direkten Einfluß der verschiedenfarbigen Lichtstrahlen. —

— Osmaebon berichtete kürzlich in „Nature“ über eine anziehende Beobachtung an den Braunheherlingen (Crateropus canorum) Indiens. Ein junger abgerichteter Habicht (Astar badius) wurde auf eine Gruppe dieser an der Erde Futter suchenden Vögel losgelassen und ergriff nach kurzer Jagd einen derselben. Aber die anderen verließen ihn nicht, sondern kamen ihm, sobald sie sein Geschrei hörten, zu Hilfe, indem sie den Habicht mit Schnäbeln und Krallen gemeinsam angriffen und ihn zwingen, seine Beute fahren zu lassen. Dasselbe tritt jedesmal ein, wenn ein Braunheherling in Gefahr geräth, und Genossen in der Nähe sind. — (Prom.)

Humoristisches.

— Schöne Aussicht. „Sie, Vater, warum lassen Sie denn die Tische und Stühle hinausstragen?“

— „Ja, wissen Sie, hier will einer einen Zahn gezogen haben, und da darf wir nichts im Wege stehen!“ —

— Schöngesprochen. Arzt (zur Wärterin): „... Also nicht wahr: den Eisbeutel binde ich Ihnen auf die Seele und den Priechnig-Umschlag lege ich Ihnen ans Herz — auch das Fußbad, bitte ich Sie, im Kopfe zu behalten!“ —

— Ein Pechvogel. „... O, meine Gnädige, ich habe in meinem Leben dreimal unglücklich geliebt!“

— „Was Sie nicht sagen, Herr Kanzleirath! Wie ging denn das zu?“

— „Nun, das ist ganz einfach! Meine erste Geliebte ging ins Kloster, meine zweite hat einen Anderen geheirathet!“

— „Und Ihre dritte?“

— „Meine dritte? Nun, die ist jetzt — meine Frau!“ — (Flieg. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— Im Dorfe Uf hoven bei Langenjalza fand man im Hause eines Zimmermeisters die Leichen eines vier Wochen und eines ein Jahr alten Kindes; die erstere war im Kleiderjargon verpackt, die andere im Keller vergraben. Der Zimmermeister, dessen Frau sich seit Jahren in einer Anstalt befindet, und seine Haushälterin wurden verhaftet. —

— In Haveloß (bei Lübeck) legte ein vierzehnjähriger Schulknabe Feuer an. Bei dem herrschenden Sturm wurden vier Gebäude völlig eingestürzt. —

— In Wiesbaden fiel beim Arbeiten an der Telephonleitung ein Draht auf die Leitung der elektrischen Straßenbahn herab. An der Verührungsstelle schlugen die Flammen empor. Die Feuerwehr mußte die Drähte zerschneiden. Auf dem Telephonamt fielen infolge der Verührung fast sämtliche 700 Klappen herab. —

— Im Frühjahr entstand plötzlich unter den Hunden in Stuttgart eine größere Sterblichkeit; es herrschte zuerst die Ansicht, daß von böswilliger Hand den Thieren Gift gegeben wurde. Inzwischen hat jedoch die Sterblichkeit noch zugenommen, und es hat sich nach Stuttgarter Blättern herausgestellt, daß die Thiere einer Seuche zum Opfer gefallen, die in ihrer äußern Erscheinung große Ähnlichkeit mit der beim Rindvieh vorkommenden Maul- und Klauenseuche hat. —

— In Wöschberg (Württemberg) hat ein Bauer seinen beiden Kindern im Alter von zwei und drei Jahren, weil sie „etwas laut“ waren, einen Steinwurf auf den Köpfen zerschlagen, so daß sie schwer verletzt darnieder liegen. —

— Im Agrar National-Theater verwundete ein Schauspieler seinen Partner schwer im Gesicht, da das Gewehr, womit er ihn am Schlusse des Stükes zu erschießen hatte, geladen war. —

— In Hafen von Fiume erstickte ein Taucher bei der Arbeit in einer Meeresstiefe von 17 Metern. —

— Durch das Plagen von Kesseldrehren wurden auf einem amerikanischen Torpedoboote vier Mann getödtet und drei verwundet. —